

Prometheisches Feuer – epimetheische Hoffnung?

Die Herausforderung der geisteswissenschaftlichen Fächer
Zur Eröffnung des Bundeskongresses 2000 in Marburg

Prometheus gilt seit Urzeiten als Prototyp des fortschrittlichen Menschen. Dieser Symbolfigur Europas widmet die Literatur an der Jahrtausendgrenze ein auffallend starkes und neues Interesse. In ihr symbolisierte sich, so heißt es, die menschliche Leistungskraft, zu allererst auf dem technisch-naturwissenschaftlichen Felde. Prometheus hat den Göttern, wie der griechische Mythos erzählt, das Feuer gestohlen und es dem Menschen gegeben und mit dem Feuer alle τέχναι, alle Kunstfertigkeiten, die ihn in stand setzten, das Dasein durch immer neue Entdeckungen und Erfindungen auf eine höhere Qualitätsstufe zu bringen. Der Rebell wider den Himmel also Ursprung und Förderer von Kultur und Zivilisation auf Erden.

Prometheus steht für das Schöpferische, auch dafür, dass sich der *homo creator* in Konkurrenz zur göttlichen Schöpfungstat gesetzt und sein Schicksal in die eigene Hand genommen hat. In

der Tat: Was jene Emanzipation des Menschen aus der Bevormundung durch die Götter die antik-griechischen Denker erfinden und erschaffen ließ, das brachte den Prozess des Fortschritts in Gang, der bis heute und über das Heute hinaus fort dauert. Mit welchen Folgen und Forderungen?

Der Titanensohn hat für seine menschenfreundliche Tat, wie wir wissen, fürchterlich büßen müssen. Zeus ließ ihn an die Felsen des Kaukasus ketten, wo ihm Tag für Tag ein Geier die stets nachwachsende Leber aus dem Leibe riss. Der Mensch hat von seiner Schuld und Sühne profitiert und ist, da er sich alsbald selbst göttergleich wähnte, von Schuld nicht frei geblieben. Mit dem Feuer haben die Menschen das Eisen geschmiedet für Schiffe, für Pflugscharen, aber auch für die Waffen des Krieges. Ihr Schöpfungsdrang ließ sie mit Hilfe der ihnen anvertrauten „Künste“ die Welt verändern, vor allem seit jener Epoche, in der sich



„Prometheus“ – in einem Feuersturm vorwärts in die Zukunft drängend
Gemälde von Barbara Saatz 1997

Aus der Ausstellung: Vorausdenken – Nachdenken (Prometheus – Epimetheus)

die einstmals erdachten Konzepte in die Praxis umsetzten, nämlich zu Beginn der Neuzeit. Der Mensch machte sich die Erde, auch gestützt auf den Herrschaftsauftrag der Bibel (Gen. I 26-31a), nach und nach untertan. Als Kopernikus „die Kugel aus dem Zentrum des Universums rollen ließ“, verlor sie den Nimbus der Heiligkeit und wurde total dem forschenden Trieb des Menschen freigegeben. Am Himmel, den die Gelehrten damals mit neukonstruierten Fernrohren durchforschten, leuchtete die Morgenröte des naturwissenschaftlichen und technischen Zeitalters. Die Forschungserfolge kamen Schlag auf Schlag; man feierte sie als Wunder. Der Franzose CONDORCET verfasste 1793, wie man gesagt hat, „die uneingeschränkteste Apotheose des Fortschritts und des Optimismus, die jemals geschrieben wurde“. Was die Schöpfungskraft des Menschen, angeregt von antiken Lehren oder auch in Widerspruch zu ihnen, an Neuem entdeckte und schuf, war ja in der Tat bestaunenswert, gewaltig, ungeheuer und dem Menschen nützlich auf allen Gebieten.

Das prometheische Feuer brannte und brennt unaufhörlich und lichterloh, und erst am Ende des zweiten Millenniums ist man sich auch seiner bedrohlichen Wirkung voll bewusst geworden. Das Menetekel eines Weltbrandes, so steht geschrieben, erscheint an der sich verdüsternden Wand des Fortschritts. Für HORST SIEBERT – in seinem Buch „Von Prometheus zu Sisyphus“ (1992) – ist deshalb Prometheus heute der Prototyp des Menschen, der die Welt hybrishaft entzaubert, seinem Willen unterwirft und in seinem grenzenlosen Erfindungstrieb das eigene Menschengeschlecht auslöscht, so dass es keine Zukunft gibt. Einstiger Optimismus ist, glaubt man diesem Interpreten der Prometheus-Rolle, in Pessimismus umgeschlagen.

Soll man, darf man ihn teilen? Fest steht, dass wir der technisch-naturwissenschaftlichen Arbeit auf jeden Fall bedürfen, wenn die Lebensgrundlagen der Menschheit gesichert werden sollen. Die menschliche Schöpfungskraft bleibt hier gefordert. Deshalb wird an allen Fronten geforscht und erfunden, unaufhörlich und mit zunehmender Rasanzenz. Die technologische Entwicklung ist im Gange, sie ist irreversibel. Der Forschungsdrang hat eine durch nichts zu bremsende Eigendynamik bekommen. Nichts lässt sich mehr verlangsamen

oder gar stoppen. „Es gibt kein Moratorium des Denkens“, bekannte schon 1960 ein Naturwissenschaftler für sein Gebiet der Chemie. Innovation ist das Gesetz der Notwendigkeit.

FRANCIS BACON hat am Beginn des neuen Zeitalters mit seiner Maxime „Wissen ist Macht“ (*scientia est potentia*) das durch Forschung gewonnene Wissen über die Natur zur Grundlage des wirtschaftlichen Erfolgs und letztlich auch zur Grundlage der Herrschaft über andere gemacht. Das *imperium in naturam* korreliert mit dem *imperium in homines*. Der Schöpfungsdrang ist seitdem unter den Oktroi der Wirtschaft geraten. Die Ökonomie gibt der Forschung das Tempo vor. „Wir müssen nicht besser, sondern schneller sein als die anderen!“ So die Vorgabe eines heutigen Wirtschaftsmanagers. Die kreativen Kräfte stehen unter Dauerdruck – mit der Folge von Hektik, Hemmungslosigkeit und Suchtsyndromen, unter deren Wirkung jeder einzelne geraten kann.

Die informationstechnischen Mittel, deren Vernetzungssysteme letztlich vom Anspruch der beschleunigten Leistung bestimmt sind, schütten pausenlos Fluten von neugewonnenem Wissen aus, in dem gerade junge Menschen nachweislich zu ertrinken drohen (die Experten sprechen von „*information overflow*“), oder sie stimulieren ohne Ende den Trieb, sich das jeweils Neueste durch Kauf zuzueignen, weil das Heutige morgen schon wieder von gestern ist. Die Apparaturen, ob Automat, Roboter oder Computer, des Prometheus größter Stolz, werden immer funktionstüchtiger und leistungsschneller, so dass sie den Menschen übertreffen und ihn in vielem überflüssig machen. Der Mensch wird zunehmend in die Freizeit entlassen. Nur noch 40% der Bevölkerung Deutschlands z. B. sind „Erwerbspersonenpotential“. Die sich mehrende Freizeitmasse sinnvoll zu bewältigen, stellt nach Ansicht der Psychologen eines der größten Existenzprobleme der Zukunft dar. VICTOR FRANKL, der große Psychologe des vergangenen Jahrhunderts, spricht in seiner Studie „Der junge Mensch auf der Suche nach Sinn“ (1979) von einem „abgründigen Sinnlosigkeitsgefühl“, das den Menschen, wenn er keine Aufgaben hat, erfassen und vernichten kann. Das „existentielle Vakuum“, wie FRANKL diesen Zustand nennt, erklärt er so:

„Im Gegensatz zum Tier sagen dem Menschen heute keine Instinkte und Triebe, was er muss. Im Gegensatz zum Menschen in früheren Zeiten sagen ihm heute keine Traditionen und durch Traditionen tradierte Werte mehr, was er soll. Weder wissend, was er muss noch was er soll, weiß er anscheinend überhaupt nicht mehr, was er eigentlich will.“

Die Forschung kennt weder Grenzen noch Rücksichten, im Großen wie im Kleinen, nicht bei der Eroberung des Weltraums, nicht beim Eingriff in die Zeugung des Menschen. Man hat gefragt, ob sie überhaupt noch unter dem prometheischen Urmotiv der Menschenliebe steht. Oder hat sie sich bereits aus dem Dienst für den Menschen entlassen?

Solche Fragen zeigen wachsende Skepsis an. Ist es dem mit Klugheit ausgestatteten Menschen gleichsam schicksalhaft aufgegeben, end- und nahezu besinnungslos forschend, blind für die Folgen des Tuns in die Zukunft zu stürmen – trotz aller Evidenz der Risiken. Die Erde droht ja – wer wüsste es nicht? – immer mehr aus dem ökologischen Gleichgewicht zu geraten, so dass, wie eine 14jährige Schülerin befürchtet, irgendwann in der Zukunft „nur noch die Hochhäuser grün“ seien. Der Mensch läuft zudem Gefahr, seine Individualität zu verlieren. Stichwort „Kunst“ des Klonens. Prometheus bei Goethe: „Hier sitze ich, forme Menschen nach meinem Bilde ...“. Der autonome Mensch reproduziert sich selbst.



„Gefesselter Prometheus“ Gerhard Marcks 1948

Macht dies alles den tiefer und weiter denkenden Betrachter des Forschungsszenarios – bei allem Staunen über die phantastischen Leistungen der Wissenschaft – nicht doch eher pessimistisch? Ist Prometheus heute also doch die Symbolfigur für den sich und seine Welt vernichtenden *homo faber*? Hängt am Ende der Mensch selbst am kaukasischen Fels, sühnend für seine die Götter und sich selbst vergessende Hybris?

Der Gehirnforscher und Nobelpreisträger GERALD M. EDELMAN hat in seinem Buch „Göttliche Luft, vernichtendes Feuer“ 1992 dem Menschen als dem einzigen Wesen mit einem höheren Bewusstsein neben der klugen Verstandeskraft u. a. auch die Fähigkeit zur Moralität, zur Besinnung auf den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zuerkannt. Der Mensch kann kraft „seines Geistes in seinem Tun auch innehalten, nachdenken darüber, ob das, was er macht, überhaupt noch Sinn macht“, er kann auf Distanz zu sich selbst und seinen Produkten gehen, darüber ein kritisches Urteil fällen.

Bereits zu jener Zeit, als das prometheische Feuer der schöpferischen Kraft des Menschen, seinen τέχνα, zur Entfaltung verhalf, hat man diese Besinnung, dieses Nachdenken über Sinn, Maß und Recht eingefordert. Es war der griechische Tragiker SOPHOKLES, der in seinem berühmten, heute vielzitierten Chorlied der Antigone den „gewaltigen, ungeheuren, wundersamen Menschen“ mit „der klugen Geschicklichkeit seiner τέχνη, seiner Kunst“ (τὸ μαχανόεν τέχνας) „bald den guten, bald den bösen Weg gehen“ sieht; und das Kriterium für dieses moralische Urteil nimmt er vom Wohlergehen der Polis, der politischen Gemeinschaft, und der Menschen, die darin vereinigt sind. Mit dem Bewusstsein, diese ambivalente Schöpferkraft zu besitzen, „lastet“, so hat es kürzlich eine Interpretin dieser Textstelle formuliert, „auf dem Menschen eine ungeheure Verantwortung. Er gerät materiell und moralisch in eine offene Situation, deren Ausgang er selbst bestimmt.“ (GUDRUN VÖGLER) Schon von Anfang an hat sich also neben oder gegen Prometheus ein anderes Prinzip behauptet, das der moralischen Rechtfertigung, des λόγον διδόναι, dem Sokrates bekanntlich Weltgeltung verschafft hat. Dieser Philosoph hat ja das sich schon damals verabsolutierende

Forschen an der Natur rigoros zur Frage nach dem Menschen zurückgeholt und die „Liebe zu Weisheit und Wissen“, die Philosophie – nach Ciceros Formulierung – vom Himmel herabgerufen und in den Herzen und Häusern der Menschen angesiedelt. Der menschliche Forschungs- und Schaffensdrang erhielt durch ihn eine humanistische Verankerung.

Wer ist heute die Instanz, die sich in ähnlicher Weise zum Widerpart von Naturwissenschaft, Technologie und Wirtschaft berufen fühlt? „Die Ökonomie braucht Innovation, der Geist Reflexion.“ So erfasst ULRICH GREINER in einem ZEIT-Artikel pointiert die heute vorherrschende Dialektik. „Der Prozess der Veränderungen, die sich unter dem Diktat der Zeit ergeben, wird „über das erträgliche Maß angeheizt durch die Verwertungsinteressen der modernen Ökonomie. Ihr Gesetz heißt beschleunigen. Verlangsamten wäre ihr Tod. Ihre Zauberworte heißen Mobilität, Flexibilität, Innovation. Fragen des Glücks oder des richtigen Lebens darf sie nicht stellen. Der Preis, den sie unentwegt auf unsere Kosten entrichtet, ist die Vernichtung von Erinnerung, Gedächtnis, Tradition.“ Greiner gibt deutlich die Richtung an, in der wir die oben gesuchte Instanz finden sollten.

Der Raum, der Besinnung, Nachdenken, Reflexion ermöglicht, ist die unveränderbare Vergangenheit, unsere Geschichte, die Tradition. Nur von daher findet der Geist jene sokratische Freiheit zur Rechenschaftsablage, die von den Naturwissenschaftlern, Technologen und Ökonomen zu fordern ist. Keine Wissenschaft findet ja in sich selbst die sie begrenzenden Normen der Verantwortung. Erst, so DANIEL BELL (Zukunft der westlichen Welt. Kultur und Technologie im Widerstreit 1979), „der Rückgriff auf Urfragen, die sich den Menschen zu allen Zeiten und allen Orten stellen, die sich aus der Endlichkeit menschlichen Daseins herleiten sowie aus den Spannungen, die hervorgerufen werden durch das Bestreben, ständig über etwas hinauszugelangen“, konzentriert jeden auf den Sinn des Lebens und auch auf den Sinn dessen, was für dieses Leben durch die kreativen Akte geschaffen wird.

Mit Recht sieht man heute – z. B. W. SAUERLÄNDER – quasi als Kontrapunkt zur Reizüberflutung des Auges „in den Museen notwendige Orte der

visuellen Stille und Nachdenklichkeit“. Diese Forderung ist zu verallgemeinern. Wir brauchen allem Zeitdruck ferne Räume der geistigen Ruhe, wo Urteilskraft, Selektionsvermögen, die Fähigkeit zur Distanz und Bewertung wachsen, wo man sich in die „Freiheit zur Muße“ (KARL REUMANN, F.A.Z.) einzuleben lernt. Immer mehr Fachleute erkennen diese Räume in den Traditionen. Sie können zur produktiven Herausforderung werden, dazu, dass man sich bewusst, reflektierend in Beziehung zu Erfahrungen der Vergangenheit setzt und so zu eigenen Erkenntnissen, vielleicht auch zu neuen, sehr persönlichen Kreationen kommt. Auf solche Weise hat sich erwiesenermaßen seit der Antike die westliche Kultur konstituiert, die sich als Summe all jener produktiven Leistungen versteht, die in Literatur, Malerei, Musik, Architektur, Staatskunst u. a. m. entstanden sind. Solche Kreativität, die sich an den Inhalten unserer kollektiven Erinnerung entfaltet und in allen ihren Prozessen und Ergebnissen die Sinn- und Wertfrage zugrunde legt, ist zur naturwissenschaftlich-technischen Kreativität komplementär. Ob sie auch ihr Korrektiv sein kann, wird zur entscheidenden Frage.

Kreativität ist nicht nur eine geforderte Berufsqualifikation. Längst hat man in ihr auch die notwendige Lebensqualifikation schlechthin erkannt. Wenn sich die Menschen nicht total in millionenfachem Gleichschritt unter die Dominanz der mediatisierten Informations-„Kultur“ stellen wollen – der Wiener Philosoph KONRAD PAUL LIESSMAN sieht darin „die Selbstversklavung des modernen Menschen“ –, bleibt ihnen infolge der ständig abnehmenden Arbeitszeit als fast letzte Möglichkeit, ihre Identität zu bewahren, nur die eigene Kreativität. In ihr sieht der Psychologe PAUL MATTUSEK „quasi einen psychodynamischen Schutz gegen alle mediale Fremdbestimmung“. Noch mehr: Kreativität erfüllt eine humane Bedingung. Sie dient nicht nur, so von HANS E. HENGSTENBERG in seiner Untersuchung „HOMO CREATOR“ festgestellt, der Selbstverwirklichung des Menschen, sie ist auch die Garantie dafür, dass sich der Mensch seines Wertes bewusst bleibt. Denn da, wie uns die Kreativitätsforschung (vor allem J. A. CROPLEY) lehrt, „der Mensch einen großen Teil seiner physischen Arbeitskraft und einen Teil schematisierbarer logischer Denk- und Handlungsabläufe an Maschinen

abgegeben hat, ist ihm seine Kreativität als letzte Ressource geblieben.“ Da Kreativität einem rein programmartig verlaufenden Denkverhalten entgegengesetzt sei, das auch Maschinen nachvollziehen könnten, trage sie zur Besonderheit, letztlich zur Individuation und Würde des Menschen bei.

Der Rückbezug auf die Geschichte, auf die Traditionen am Anfang unserer Kultur, auf all das, was in schöpferischer Auseinandersetzung damit im Laufe der Jahrtausende entstanden ist, stellt das nötige Gegengewicht zum prometheischen Drang in die Zukunft dar. Auch hier erfahren wir von Wundern der menschlichen Schöpfungskraft. Es sind dies auch und vor allem die überkommenen Worte und Texte. VÁCLAV HAVEL nennt diese „Wunder“ zutreffend „die Schlüssel zur Geschichte und zur Geschichte unserer Gesellschaft“. Darin treten uns die komplementären Denk- und Verhaltensmuster entgegen, aus denen sich womöglich die geforderten „Strategien der Verlangsamung und Besinnung“ (ULRICH GREINER) ergeben, die vielleicht auch das „existentielle Vakuum“ füllen, an dem nach VIKTOR FRANKL, wie wir hörten, gerade junge Menschen heute – unter dem Druck des Fortschritts – leiden, die endlich den Menschen zu der Einsicht führen, „dass es unter Umständen notwendig ist, Prometheus auf Halbration zu setzen“, wie es der amerikanische Naturwissenschaftler ERWIN CHARGRAFF in seinem 1989 erschienenen Buch „Das Feuer des Heraklit“ zutreffend formuliert.

An wen richtet sich diese große Herausforderung? Zweifellos sind es die Geisteswissenschaften als Verwalter des Traditionserbes, die das dringend nötige Gegengewicht schaffen müssen. Gibt es für deren anders gerichtete Orientierung der menschlichen Schöpfungskraft nicht auch eine mythische Figur, die sie symbolhaft repräsentiert? Vielleicht ist es Epimetheus, der Bruder des Prometheus. Der „Nachsinnende“, „Zurückdenkende“, „Bedacht-same“. Die Ruhr-Universität von Bochum z. B. hat sinnigerweise seit ihrem Bestehen Prometheus und Epimetheus in ihrem Siegel, das auch groß an der Decke des Sitzungssaales prangt. In der Begründung dafür heißt es: „Das Brüderpaar aus dem antiken Mythos als Symbolfigur für eine moderne Universität zu wählen, bedeutet, die alten Strebensziele für die neuen Wissenschaften zu übernehmen. Prometheus,

der Vorausdenkende, steht für die entdeckenden Natur- und Ingenieurwissenschaften, Epimetheus, der Nachdenkliche, für die textauslegenden Geisteswissenschaften. Die moderne Wissenschaft trachtet danach, das Prometheusche mit dem Epimetheischen zu verbinden.“

Könnten nicht, so fragen wir, Prometheus als „der listige Tatmensch“ und Epimetheus als „der nachdenkliche Zauderer“ auch außerhalb der Mauern der Universität das Symbol-Duo für den modernen Menschen sein? Eine Frage, die durchaus nicht abwegig ist. Zwar steht heute ein massiver Protest des Bochumer Gelehrten KLAUS F. RÖHL gegen diese moderne Rolle des Epimetheus, weil in dieser mythischen Figur sich „der Geisteswissenschaftler als Antityp des Tüchtigen“ oute. Der Mythos zeige ja, dass Epimetheus gegenüber seinem „listenreichen“, „beweglichen“, „verschlagenen“, „krummgesinn-ten“, „ränkevollen“ Bruder sich als der „Fehlbare“, „Unüberlegte“, „Kurzsichtige“, „erst im Nachhinein Denkende“ erweise; dem „klugen Planer“ und „stolzen Widersacher eines tyrannischen Zeus“ stehe der „tumbe Tor“ und „Bruder Nachbedacht“ gegenüber. Warum diese abträgliche Qualifikation des Epimetheus im antiken Mythos?

Als Zeus wegen des Feuerdiebstahls, so berichtet die Sage, Rache auch an den Menschen nehmen wollte, schickte er das schöne und betörende Weib Pandora zu Epimetheus und mit ihr eine Büchse voller Übel. Der Beschenkte öffnete diese trotz der Warnungen seines „klugen“ Bruders, so dass alles Unheil über die Menschheit kam. Nur die Hoffnung blieb in dem wieder verschlossenen Gefäß. Ein Epimetheus mit diesem mythischen Image passe, so RÖHL, nicht zur Dignität des Geisteswissenschaftlers, denn jede Adaption des Mythos müsse prinzipiell mit der griechischen Mythologie vereinbar sein. Ist sie dies aber im Falle des Prometheus-Bruders wirklich nicht? Ist nicht gerade hier die antike Rezeptionsvorgabe offen für eine moderne passende Interpretation der Mythosgestalt? Haben sich nicht die Geisteswissenschaftler durch ihren Rückzug hinter die Mauern der Universität, allein ihren Spezialgebieten verpflichtet, Jahrhunderte lang nicht nur als „nachdenkliche Zauderer“, sondern auch, weil sie im Nachhinein, d. h. zu spät denken, und un-vor-sichtig gegenüber den Ereignissen außerhalb ihrer Fachgebiete und

jenseits der akademischen Mauern sind, ihre gesellschaftliche Verpflichtung vernachlässigt? Bezeichnenderweise geben heute beim Thema „Bildung für die Zukunft“ Naturwissenschaftler in der Öffentlichkeit den Ton an. Wer von den Geisteswissenschaftlern geht wie einst Sokrates auf den Marktplatz, um mit den Menschen, vor allem den jungen, über den Sinn des Lebens und die dieses tragenden Werte zu diskutieren? Oder auch über die Grenzen der Naturforschung und über eine sinnvolle Anwendung ihrer Ergebnisse?

In demselben Maße, wie der prometheische Typ in seinem unentwegten Forschungs- und Neuerungsdrang zugleich mit der Beseitigung vieler Übel – dem ursprünglichen Motiv der Menschenliebe zuwider – ungeheure „Katastrophengefahren“, wie HANS JONAS sagt, über die Menschheit gebracht hat, hätte der epimetheische Typ als der „Bedachtsame“, „der aus der Geschichte Lernfähige“ (μηθ ist etymologisch mit μανθάειν zu verbinden) in gemeinsamen Aktionen – etwa durch Intervention gegen den Trend – gesellschaftliche Verantwortung übernehmen müssen. Ist nicht mit dem dritten Jahrtausend die Entwicklung der menschlichen Schöpfungskraft an einen Punkt gekommen, wo kein Wissenschaftler mehr seinen Forschungsauftrag ausschließlich als intellektuelles Spiel mit der Tradition verstehen darf – mit dem Rücken zur Gegenwart? Der Satz ist doch nach wie vor unwiderlegt: Zukunft braucht Herkunft. Wer anders kann und soll der Herkunft zur benötigten Wirkung verhelfen außer der Historiker, der Archäologe, der Philologe, der Literaturwissenschaftler, der Kunstgelehrte, der Philosoph?

Wie Epimetheus im Mythos, so ist der Geisteswissenschaftler in der modernen Gesellschaft eher eine Schrumpffigur. Nicht von ungefähr spricht man von der „Krise der Geisteswissenschaften“. RÖHL meint, Prometheus sei der „Riese“, Epimetheus „der Däumling“, weshalb er eben zur Symbolisierung nicht taue. Natürlich hat der Kritiker Recht. Die Riesen-Schlagzeilen der Presse sind heute unentwegt: „Neue Technologien“, „Börsengewinne oder -verluste“, „Globalisierung von Wirtschaft und Wissenschaft“, alles Kinder des Prometheus, über „Lebenssinn“, „Moral“, „Verantwortung“, „Humanität“, die ihren Vater heute nicht in dem „klugen und ränkevollen Planer“ erkennen, liest man

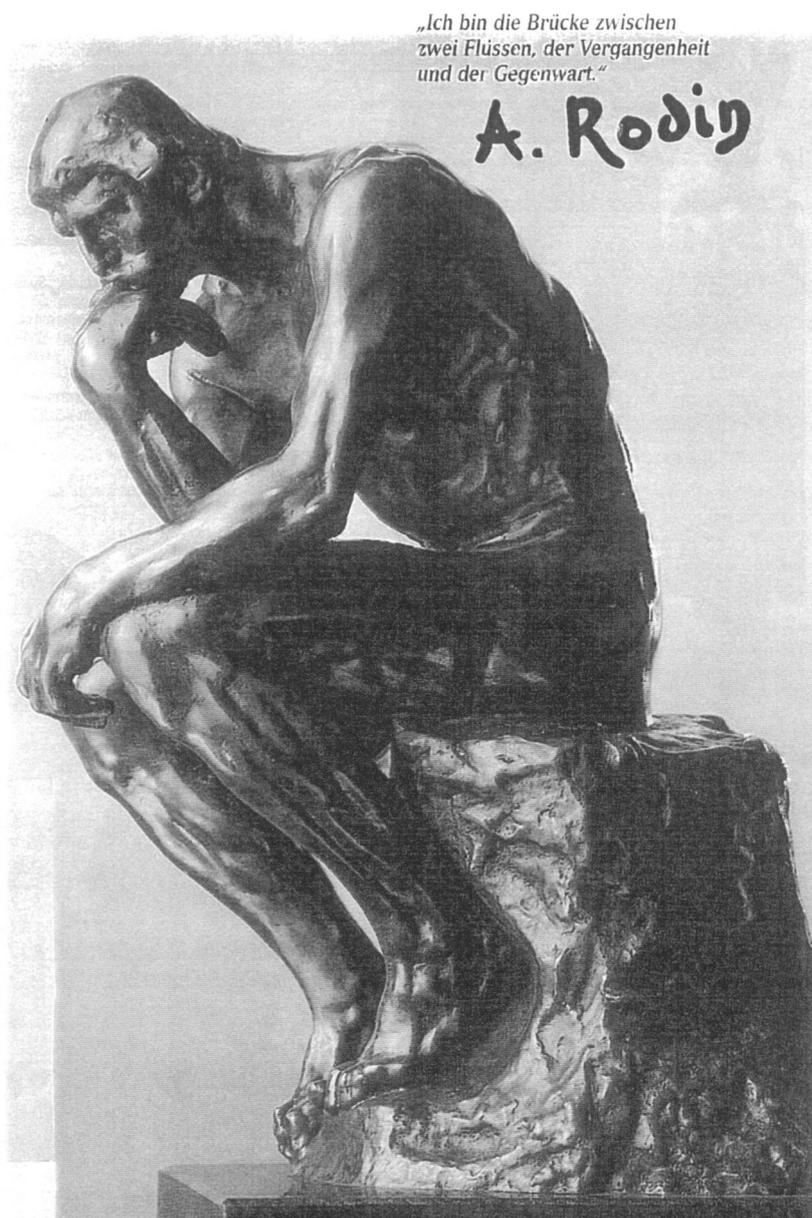
allenfalls im Kleingedruckten. Unsere Folgerung daraus ist jedoch anders als die von KLAUS F. RÖHL. Wir meinen: Weil das so ist, muss Epimetheus wachsen und an Wirkung gewinnen, und ebenso der Geisteswissenschaftler, damit er der ihm heute zufallenden Rolle (eines Trend-Gegners) genügen kann – innerhalb und außerhalb der Universität, auch in den Schulen, besonders an den Gymnasien.

Im Namen „Epimetheus“ steckt ja, wie wir sahen, das etymologische Potential für diese neue Funktion, durch Besinnung auf die Vergangenheit und durch den kreativen Umgang mit der Tradition Geist und Seele zu öffnen für Sinn, Maß, Verantwortung und Menschlichkeit, wie sie heute gefordert sind. Deshalb passt Epimetheus sehr wohl zum Prototypen für den Geisteswissenschaftler, es bedarf

nur des Mutes, ihm diese modern interpretierte Rolle zuzubilligen, damit er als Symbol verpflichtende Kraft entfalten kann.

AUGUSTE RODINS „Denker“ ist gewiss hervorragend geeignet, diesem Epimetheus seine rollengerechte, aktuelle Gestalt zu geben; er sitzt auf dem aus DANTES „Inferno“ entwickelten „Höllentor“ und sinnt über das tragische Geschick der Menschheit nach. „Ich bin die Brücke zwischen zwei Flüssen, zwischen Vergangenheit und Gegenwart.“ Mit solch tiefgründiger Deutung hat der Künstler selbst sein Geschöpf für die den Geisteswissenschaften zugewiesenen Rolle symbolisiert.

Es liegt auf der Hand: Epimetheus steht für Tradition, Prometheus für Innovation. Zukunftsbewältigung bedarf ohne Zweifel der List und Findigkeit,



Auguste Rodins „Denker“ als Erscheinungsbild für die neu interpretierte Rolle des Epimetheus

aber sie gelingt nicht ohne Besinnlichkeit und Liebe. Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften sind gleichermaßen gefordert, nicht in polemischer Frontstellung zueinander, sondern in versöhnlich ausgleichender Konfrontation – eben als Bruderpaar.

Werden die Geisteswissenschaften eine solche Herausforderung annehmen? Wird unter ihnen die Klassische Philologie, die ja einen Gutteil der Text-Tradition, nämlich ihre Ursprünge, verwaltet, diese fundamentale Aufgabe erkennen? Werden die Klassischen Sprachen Latein und Griechisch in diesem neu ausgesteckten Rahmen dann Mitgestalter der Zukunft sein können? Anzeichen für ein „Ja“ als Antworten auf solche Fragen gibt es nicht wenige. Epimetheus ließ, wie wir hörten, in der Büchse der Pandora die Hoffnung eingesperrt – eine beachtliche Vision des griechischen Mythos: Die Hoffnung ist in der Verfügungsgewalt nicht des Prometheus, sondern in der des Epimetheus. Auf ihn kommt es also entscheidend an.

„Die Hoffnung ist eine wesentliche Bedingung des Menschseins. Sobald der Mensch alle Hoffnung aufgegeben hat, ist er durch das Tor der Hölle gegangen – ob er’s nun weiß oder nicht – und hat seine eigene Menschlichkeit hinter sich gelassen.“

So ERICH FROMM in seinem Buch „Die Revolution der Hoffnung“ (1974) – eine Erkenntnis, die HORST SIEBERT entgegengestellt sei, der – wir haben es anfangs erwähnt – die Rolle des Prometheus heute so extrem pessimistisch deutet. Steht nicht gegen das prometheische Feuer die epimetheische Hoffnung? Wir wollen diese Hoffnung haben! Freilich geht es nicht ohne unser kreatives Zutun. Wir müssten Epimetheus helfen, die Hoffnung zu erhalten und ihr eine stärkere Wirkung zu geben. Ich glaube, wir können es – im Zusammenwirken mit den anderen geisteswissenschaftlichen Fächern. Wir haben im wahren Sinne des Wortes das „Zeug“ dazu.

FRIEDRICH MAIER

Laudatio von Richard Schröder für Prof. Dr. Roman Herzog

anlässlich der Verleihung des Humanismus-Preises am 1. Mai 2000 in Marburg

Roman Herzog zu loben fällt mir nicht schwer, denn da fällt mir viel ein. Mein Lob soll aber diesmal eine besondere Pointe haben. Es soll begründen, dass Roman Herzog ein würdiger Empfänger des Humanismuspreises des Deutschen Altphilologenverbandes ist. Und bei dem Wort Humanismus fällt mir allzu viel allzu Verwirrendes ein. Das muss ich vor Ihren Ohren etwas sortieren.

Was ist Humanismus, was ist ein Humanist, was heißt humanistisch? Wir alle wissen, was ein humanistisches Gymnasium ist, aber warum heißt es humanistisch?

Die -ismen machen seit dem 16. Jahrhundert Karriere, und zwar als Sektennamen, d. h. als denunzierende Fremdbezeichnungen für Schulen und Positionen, die vom allgemein anerkannten Konsens abweichen. Auch das Wort Humanismus begegnet zuerst als Sektename. Sektierer sind Ausblender. Ich muss da immer an FRIEDRIKE KEMPNER denken, die ein sehr langes Gedicht geschrieben hat, in dem kein einziges

Mal der Laut „R“ vorkommt. Wenn sich der Ehrgeiz auf so etwas kapriziert, wird der Inhalt belanglos oder abstrus.

Roman Herzog ein Sektierer? Absurd. Er steht mit beiden Beinen bayrisch-stämmig auf dem Erdboden und ist gänzlich immun gegen alles Sektiererische.

Im 19. Jahrhundert werden die -ismen zu Selbstbezeichnungen. In den vierziger Jahren nehmen die Linkshegelianer, darunter auch Karl Marx, den Ausdruck Humanismus als Selbstbezeichnung auf. Die Pointe ist jedesmal: um den Menschen soll es gehen und nicht um Gott. Auch diese Art von Humanismus, der pointiert atheistische nämlich, passt zu Roman Herzog nicht. Der evangelische Christ weiß, dass nach christlichem Verständnis die Anerkennung Gottes nicht etwa auf Kosten des Menschseins geht, sondern Menschen davon befreit, heillos um sich selbst zu kreisen.

Nach 1933 ist das Wort Humanismus in die politische Sprache der Gegner des Natio-